

Günter Burkart

Soziologie der Paarbeziehung

Eine Einführung

Zweite, aktualisierte und erweiterte Ausgabe des Studienbriefs, 2018

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	III
Tabellenverzeichnis.....	IX
1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten	10
1.1 Die Aktualität der Liebe	10
1.2 Mythologie	15
1.3 Soziologie der Liebe	18
1.4 Übersicht und Kapitel-Vorschau.....	21
1.5 Empirische Datenbasis.....	24
2 Soziologische Perspektiven auf die Paarbeziehung.....	28
2.1 Ein Bezugsrahmen für Paarbildung und Paarbeziehungen.....	29
2.2 Strukturmerkmale der Paarbeziehung und grundlegende Probleme	32
2.3 Dauerhaftigkeit und Institutionalisierungsform	33
2.4 Individualität und Paar.....	35
2.5 Paar und Geschlecht	36
2.6 Liebe, Sexualität, Intimität	37
2.7 Liebe als Praxis	39
2.8 Soziologische Theorien der Liebe und der Paarbeziehung	42
3 Das Paar und die Liebe in der okzidentalen Geschichte	49
3.1 Geschichtlichkeit oder Universalität der Liebe?	49
3.2 Ursprünge der Liebe.....	50
3.3 Ehekonzeption und Familienpolitik der christlichen Kirche	52
3.4 Höfische Liebe (Minne), Renaissance, Reformation	55
3.5 Liebe und Ehe in der frühen Neuzeit	58
3.6 Vorläufer des modernen ehelichen Liebespaares.....	60
3.7 Der Übergang zur modernen bürgerlichen Liebesehe	62
3.8 Romantische Liebe, bürgerliche Ehe und Geschlechterverhältnis	65
3.9 Romantische Liebe und Partnerschaft im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart	68

4	Paarbildung.....	70
4.1	Der Bezugsrahmen zur Erklärung von Paarbildungen.....	70
4.2	Die arrangierte Ehe	73
4.3	Orte und Gelegenheiten der Partnersuche und Paarbildung.....	75
4.4	Theorien der Partnerwahl	77
4.5	Paarbildung als Resultat rationaler Wahl oder als Produkt von Praxis?	79
4.6	Individualisierung der Partnerwahl oder wachsende soziale Homogamie?	81
4.7	Sozialer Aufstieg durch geschickte Partnerwahl?	83
4.8	Bedeutungszuwachs von Bildung für die Paarbildung und zunehmende Bildungshomogamie	84
4.9	Sinkender Altersabstand?.....	86
4.10	Wie entwickelt sich der Körpergrößenabstand in heterosexuellen Paarbeziehungen?	88
5	Dynamik der Beziehung und Paardynamik im Lebensverlauf	91
5.1	Lebensformen als Lebensphasen.....	91
5.2	Der Lebensverlauf als Beziehungsgeschichte	92
5.3	Verlaufsmodelle der Paarbeziehung	95
5.4	Die ersten Schritte: Vom Miteinandergehen (<i>dating</i>) zum „Morgen danach“	98
5.5	Gründungsphase und Ursprungsmythen	100
5.6	Bewährungs- und Bestandsphase	102
5.7	Übergangsrituale – Die Renaissance des Hochzeitsfestes.....	104
5.8	Aufbau einer rituellen Ordnung und einer gemeinsamen Beziehungskultur	107
5.9	Faktoren der Bestandserhaltung	109
5.10	Die Dauer der Bestandsphase	111
6	Zusammenleben mit und ohne Trauschein	113
6.1	Zusammenleben „ohne Trauschein“	113
6.2	Verbreitung des nichtehelichen Zusammenlebens	114

6.3	Soziale Träger und biographische Bedeutung	117
6.4	Wie kam es zu dieser raschen Ausbreitung?	119
6.5	Nichteheliche Paare in der Vergangenheit	120
6.6	Lebensphasen- und milieuspezifische Bedeutungen der Kohabitation.....	122
6.7	Welche Bedeutung kommt heute noch der Ehe zu?	125
6.8	Gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen	128
6.9	Von der Ehe zur Familie.....	133
7	Getrennt lebende Paare und Singles	134
7.1	Partnerlos Alleinlebende und getrenntlebende Paare	134
7.2	Zur Verbreitung von Singles: Mythen und Fakten	137
7.3	Alleinleben als Übergangsphase im Lebenslauf.....	140
7.4	Soziale Hintergründe der „Singularisierung“: Bildungsexpansion, Individualisierung, Prekarisierung	141
7.5	Bilokale (getrenntlebende) Paare: zwei Grundformen	143
7.6	Erklärungsversuche	146
7.7	Pendeln als Kompromiss zwischen mono- und bilokaler Lebensweise.....	147
7.8	Verbreitung und besondere Merkmale von bilokalen Paaren.....	149
7.9	Living apart together: Eine neue Beziehungsform?	151
8	Das Ende der Beziehung: Trennung und Scheidung	154
8.1	Das Ende der Liebe: Paare in der Trennungsphase	154
8.2	Von der Unauflöslichkeit der Ehe zur Normalität der Scheidung.....	155
8.3	Aspekte der historischen Entwicklung des Scheidungsrechts und gegenwärtige Rechtslage	157
8.4	Scheidungshäufigkeit im internationalen Vergleich.....	161
8.5	Trennungs- und Scheidungsgründe	163
8.6	Kulturelle Modernisierung	167
8.7	Wie kommt es zu einer Trennung? – Rationalität und die Logik der Praxis.....	170
8.8	Scheidungsfolgen.....	172
8.9	Eine neue Bindung.....	173

9	Das Paar zwischen Individuum und Gesellschaft	176
9.1	Privatsphäre und öffentliche Sphäre.....	176
9.2	Das Binnenverhältnis des Paares zwischen Autonomie und Bindung	182
9.3	Liebe und Geld	184
9.4	Das Paar und die Anerkennung durch andere	190
9.5	Das Paar im Spannungsfeld zur Gesellschaft: Von der Liebe zur Partnerschaft	191
9.6	Liebe und Wahrheit.....	194
9.7	Liebe und Macht.....	195
10	Geschlecht und Paar – Geschlechtnormen in Paarbeziehungen.....	199
10.1	Sozialisation, Konstruktion, Geschlecht.....	199
10.2	Geschlecht als kulturelle Konstruktion (sex/gender – Zweigeschlechtlichkeit als Norm)	201
10.3	Konstruktivismus und doing gender.....	204
10.4	Ebenen der Geschlechterdifferenz	206
10.5	Alter und neuer Biologismus.....	208
10.6	Das System der Zweigeschlechtlichkeit und die Institution des Paares.....	210
10.7	Partnerschafts-Diskurs und Geschlechtnormen.....	213
10.8	Partnerschaftliche Ideale und Geschlechtnormen (im Milieuvvergleich)	215
11	Sexualität zwischen Monogamie und Polyamorie	219
11.1	Sexualität und Intimität	219
11.2	Die „sexuelle Revolution“ und ihre Folgen	222
11.3	Monogamie und Treue.....	227
11.4	Bedeutungswandel: Treue aus Vernunft oder Remoralisierung?.....	230
11.5	Polyamorie.....	234
12	Arbeit und Liebe.....	237
12.1	Glück in der Liebe und Erfolg im Beruf.....	237
12.2	Arbeit und Liebe: historische Spuren.....	238

12.3	Das „Vereinbarkeitsproblem“	241
12.4	Arbeitsteilung in Paarbeziehungen.....	242
12.5	Erklärungsversuche für die Hartnäckigkeit alter Rollenmuster.....	247
12.6	Veränderungen in der Arbeitswelt und die „Entgrenzung“ von Leben und Arbeit	249
12.7	„Wenn Arbeit Liebe ersetzt“ (Wimbauer)	252
12.8	Liebe zur Arbeit und Arbeit an der Partnerschaft	254
13	Liebe unter Rationalisierungsdruck.....	258
13.1	Liebe unter spätmodernen Verhältnissen.....	258
13.2	Liebe im Rationalisierungsprozess (Eva Illouz)	260
13.3	Liebe und Kapitalismus.....	263
13.4	Der Konsum der romantischen Utopie (Eva Illouz).....	265
13.5	„Partnerwahl“ im Kapitalismus.....	267
13.6	Der „neue Geist“ des Kapitalismus und die Liebe zur Arbeit	268
13.7	Feminisierung des Kapitalismus und Aufwertung der Liebe?	270
13.8	Was bleibt von der romantischen Liebe?	272
14	Bikulturelle Paare	275
14.1	Verbreitung und typische Muster binationaler Ehen in Deutschland	275
14.2	Strukturelle Hintergründe: Globalisierung und Migration	280
14.3	Terminologische und methodische Fragen.....	283
14.4	Bikulturelle Paare als Ausdruck von Individualisierung?	286
14.5	Bikulturelle Paare als eine Form von kultureller Heterogamie.....	287
14.6	Bikulturalität und Geschlechterverhältnisse.....	289
14.7	Varianten bikultureller Paare.....	292
14.8	Probleme und Chancen von bikulturellen Paarbeziehungen	294
15	Mediatisierte Liebe und die Zukunft des Paares in der globalisierten Welt.....	296
15.1	Mediatisierte Liebe – die Bedeutung des Internet.....	296
15.2	Partnersuche im Internet	298

15.3	Varianten des Online-Dating.....	299
15.4	Die Online-Partnersuche als Prozess.....	301
15.5	Paarbeziehungen, die über das Internet zustande kommen.....	303
15.6	Konsum- und Berechenbarkeits-Illusionen.....	306
15.7	Konsequenzen der Internetsuche für die Entstehung von Paarbeziehungen.....	308
15.8	Konsequenzen des Online-Dating für das Geschlechterverhältnis.....	310
15.9	Konsequenzen für den Wandel der Selbstoffenbarungskultur.....	311
15.10	Welche Zukunft hat die romantische Liebe im mediatisierten Zeitalter?.....	313
15.11	Romantische Liebe in der globalisierten Welt.....	315
	Literatur	319

Tabellenverzeichnis

Übersicht 2.1:	Theoretischer Bezugsrahmen zur Analyse von Paarbeziehungen	30
Übersicht 7.1:	Lebensformen nach Wohnform und Beziehungsstatus	135
Übersicht 9.1:	Stufenmodell der Privatheit	178
Übersicht 14.1:	Binationale Eheschließungen in Deutschland (deutsch- ausländisch), im Zeitverlauf, nach Geschlecht.....	277

1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten

Gewiss ist es Ausdruck einer komfortablen historischen Situation, wenn in Forschung, Lehre und Studium Zeit bleibt für die Beschäftigung mit einem Thema, dessen Brisanz sich nicht mit Finanzkrisen oder Flüchtlingselend, Terrorismus oder Naturkatastrophen vergleichen lässt. Aber das Thema ist nicht ganz so unwichtig, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielleicht ist die Liebe heute sogar wichtiger geworden. Sie hat jedenfalls eine hohe Relevanz und eine große Aktualität, das zeigt sich zum Beispiel an den Diskussionen über Partnersuche im Internet oder an der Thematisierung von Liebe in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen (1.1). Es gibt immer noch viele Mythen, die sich um die Liebe ranken (1.2). Sie haben die Soziologie manchmal beeinflusst, aber auch zum Widerspruch angeregt – und so vielleicht dazu beigetragen, dass sie eine ganz eigene Perspektive auf Liebe und Paarbeziehungen entwickelt hat (1.3). Diese soziologische Perspektive lässt sich auf eine Vielfalt von Problemen beziehen, wie die Übersicht der Themen zeigt, die in diesem Studienbrief behandelt werden (1.4). Über Liebe und Paarbeziehungen in der spätmodernen Gesellschaft soziologisch zu sprechen ist jedoch nicht möglich, ohne auf eine Fülle empirischer Ergebnisse aus Studien und Datenanalysen einzugehen. Die entsprechenden Datenquellen werden daher kurz vorgestellt (1.5).

1.1 Die Aktualität der Liebe

In der Spätmoderne (manche sprechen von der Postmoderne), so eine gängige Auffassung, ist die Liebe wichtiger geworden, aber auch schwieriger (Beck/Beck-Gernsheim 1990, Illouz 2011). Noch nie, meint Eva Illouz (2011: 205ff.), seien „die ontologische Sicherheit“ (eine Art Urvertrauen in die Gesellschaft, in der man lebt) „und das Selbstwertgefühl“ so sehr vom Erfolg in der Liebe abhängig gewesen. Wer glücklich verliebt sei, empfinde ein „Gefühl der Einzigartigkeit“ und ein gesteigertes Selbstwertgefühl. Gelingende Liebe sei auch wichtiger geworden für Anerkennung und sozialen Erfolg und deshalb auch kulturell wichtiger.

Liebe ist wichtiger geworden

Unsere Vorfahren im 19. Jahrhundert mochten vielleicht noch glauben, dass die Liebe eine „Himmelsmacht“ sei, ein Schicksal, das uns zufliegt – oder eben nicht. Sie glaubten nicht unbedingt an die Liebesehe oder an die Besonderheit einer personalisierten Liebe, sondern waren davon überzeugt, dass die Wahl eines Ehepartners und der Alltag der Ehe von sozialen Konventionen bestimmt sei. Deshalb war es kein Drama, wenn einen die große Liebe nicht traf – solange nur die wichtigen Dinge in Ordnung waren: eine Familie, auf die man sich verlassen kann, beruflicher Erfolg, bescheidener Wohlstand, Frieden.

Heute sieht das ganz anders aus. Liebe ist ein Magnetfeld menschlicher Sehnsüchte. Und sie scheint immer mehr das Ergebnis unserer eigenen Entscheidungen und Bewertungen; der Strategien, wie wir auf Partnersuche gehen und wie wir auswählen. Die Liebe fällt uns nicht einfach zu, man muss sie sich ein Stückweit erarbeiten und vielleicht auch „verdienen“. Wir werden angehalten darauf zu achten, dass wir uns in „den Richtigen“ verlieben; wir sollten darauf achten, dass wir eine gute Partnerschaft hervorbringen. Wer

ohne Partner¹ bleibt, darf sich zwar der Illusion hingeben, dass ein Single-Leben eigentlich interessanter und aufregender ist, doch möglicherweise hat er oder sie doch gewisse Probleme mit mangelnder sozialer Anerkennung.

Das Internet und die Liebe

Das Internet hat unsere Welt radikal verändert, und viele meinen, mit dem Internet habe sich auch die Paarbildung grundlegend verändert, gar revolutioniert. In Medienberichten wird die Bedeutung des Internet für das Leben als Paar immer wieder durchgespielt. So wurde beispielsweise schon vor Jahren berichtet, dass eine Trennung heute besonders schmerzhaft sein kann, weil der ehemalige Partner auf *Facebook* präsent bleibt und man ihm oder ihr daher nicht aus dem (virtuellen) Weg gehen könne.

Ein wachsender Anteil von Paarbeziehungen kommt heute über das *Online-Dating* zustande. Dabei geht es nicht nur um die Suche nach einem Ehepartner, sondern auch um flüchtige sexuelle Kontakte, und der Erfolg der internetbasierten Partnersuche hat auch etwas damit zu tun, dass diese Suche nach schnellem Sex längst nicht mehr als moralisch verwerflich gilt. Könnte dies damit zusammenhängen, dass die Grenze zwischen Sex und Gefühl immer mehr verschwimmt?

Heute scheint es für viele völlig selbstverständlich, Kontaktbörsen zu nutzen. Für manche mag es geradezu eine Sucht, eine Droge, sein. Die ganze Gesellschaft sei jetzt ein „Tanzsaal“ geworden, schreibt etwa Jean-Claude Kaufmann (Kaufmann 2011), und er meint damit, dass man heute übers Internet in gewisser Weise genauso schnell zu einem möglichen Sexpartner kommt, wie man früher in den Tanzlokalen zu einem Tanzpartner kam. Ob heterosexuell, schwul, lesbisch oder queer spielt dabei keine große Rolle mehr. Kritisch bewerten Beobachter allerdings die Tendenz, dass durch das Online-Dating eine Konsum-Illusion gefördert wird – als ob wir Sex und Liebe konsumieren könnten wie ein Fertiggericht, und als ob es darauf ankäme, die potentiellen Partner sozusagen mit kritischem Käuferblick zu vergleichen und zu bewerten.

Wer sich in der internetfreien grauen Vorzeit über eine Partnervermittlungsagentur oder eine „Kontaktanzeige“ kennenlernte, dem war die Frage „Wo habt ihr euch eigentlich kennengelernt?“ ein wenig peinlich. Die *vermittelte* Beziehung war früher eher anrühlich, demgegenüber ist diese Hilfstechneik heute ein sozial akzeptierter Weg der Partnersuche geworden. Manchmal kommt es sogar vor, dass ein Paar die Geschichte des Kennenlernens übers Internet zu seinem *Gründungsmythos* macht – der natürlich wiederum im Internet verbreitet wird. So kann man etwa mit dem Suchwort „Partnerwahl“ auf folgenden Text stoßen:

¹ Das Wort „Partner“ soll in diesem Text in der Regel immer geschlechtsunabhängig verstanden werden. „Partner“ steht für „(männlicher oder weiblicher) Partner“, egal, ob von hetero- oder homosexuellen Beziehungen die Rede ist; und egal, ob die männliche oder die weibliche Perspektive auf die andere Person gemeint ist. (Es wäre einfacher, wenn man im Deutschen „das Partner“ sagen könnte.)

„Nachdem sie das erste Mal telefoniert hatten, konnte sie nicht mehr schlafen. Nach dem ersten Treffen wusste sie, dass sie ihn heiraten wollte. Beim Wiedersehen machte er ihr einen Antrag. Seit vier Jahren sind Nina Deißler und ihr Mann Claudius Mach inzwischen verheiratet, und noch immer muss Deißler lachen, wenn sie die Geschichte ihres Kennenlernens erzählt. Denn die 37-Jährige, die als Flirt-Coach in Hamburg arbeitet, traf ihren Mann ausgerechnet dort, wo sie ihren Klienten von der Suche eher abrät: im Internet.“

In diesem Text einer Journalistin aus einem populärwissenschaftlichen Magazin (Schnurr 2012) wird das Internet zum „Gründungsmythos“, denn bevor sie „das erste Mal telefoniert“ hatten (und dann bald alles entschieden war), hatten sie bereits eine email-basierte Internet-Beziehung aufgebaut. Paartherapeuten seien davon überzeugt,

„dass so ein Mythos einer Beziehung noch nach Jahrzehnten Schwung geben kann: Wie ein Akku speichert er die Verrücktheit, das Herzglühen und den Wahnsinn der Verliebtheit, mit denen die Zweisamkeit einst startete. Wenn die Liebe eine Mission zu den Sternen ist, vorbei an zahllosen schwarzen Löchern, dann ist das Kennenlernen die Abschussrampe: Es ist der Moment, in dem der Mensch ins Leben getreten sein wird, der später einmal der Mensch ist. Der Augenblick, in dem das Leben eine andere Wendung genommen haben wird, in dem alles anders geworden sein wird, selbst wenn man das in der Sekunde noch gar nicht weiß. – Es ist Schicksal. Unwahrscheinliches Glück. Oder zumindest wilder Zufall. Es ist der Zauber des Anfangs.“

Die letzten Sätze des Textes greifen den bewährten Mythos der Liebe auf: Glück, Schicksal, Zufall, Zauber, wild, unwahrscheinlich. Die Sätze davor sind kosmologisch inspiriert: Die Liebe als Reise zu den Sternen, knapp an den Schwarzen Löchern vorbei. Das erinnert an das Stück *Setting the Course for the Heart of the Sun* von Pink Floyd und dem, was Edward Shorter in seiner Konzeption der „Postmodernen Familie“ (1975) daraus gemacht hat: Die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung in der Liebe gleicht einer Reise ins Zentrum der Sonne – faszinierend, aber gefährlich. – Demgegenüber erscheint es banal und ernüchternd, wenn sich die Wissenschaft des Themas annimmt.

In der Tat ist der wissenschaftliche Umgang mit Paarbeziehungen und Liebe eher nüchtern, aber auch vielschichtig: Das alte Diktum, über die Liebe könne man wissenschaftlich nicht arbeiten, wird schon lange nicht mehr ernst genommen – zumindest nicht von der Wissenschaft. Liebe und Paarbeziehung sind nicht nur Gegenstand von Literatur und Film, von Populär- und Trivialkultur, sondern auch Gegenstand einiger wissenschaftlicher Disziplinen, die sich der Liebe mit ihren jeweils eigenen Mitteln zu nähern versuchen.

Die Wissenschaften und die Liebe

Die Philosophie-Geschichte kennt viele Versuche, die Entwicklung der Ideen zur Liebe zu erfassen. Fast jede bekannte Philosophie hat sich auch mit der Liebe beschäftigt (vgl. als Überblick Singer 1984/1987). Das beginnt schon mit Platon. In vielen historisch-

philosophischen Darstellungen der Liebe wird das Platonische Bild vom Kugelmenschen als Ur-Mythos betrachtet. Dort wird unter Liebe die Sehnsucht nach Verschmelzung zweier Hälften verstanden, die von den Göttern einst getrennt worden waren.²

Auch die Psychologie befasst sich schon lange mit dem Thema, sie tut dies heute vorwiegend durch Messungen mit Hilfe von Fragebögen, aber auch mit Experimenten, mit Anleihen bei der Neurowissenschaft. Liebe wird dabei als Gefühl beschrieben, das Individuen empfinden, wenn sie glauben, verliebt zu sein. Dabei werden oft drei Aspekte betont: Die Liebe ist eine starke *emotionale* Erfahrung; sie ist aber auch ein *biologisches* Geschehen (physiologische Erregung); und schließlich wird auch die *kognitive* Komponente oft hervorgehoben (Auhagen 2001, Hendrick/Hendrick 2000). Einflussreich sind auch Bücher zur Liebe aus dem Beratungs- und Therapie-Sektor (z.B. Willi 2002).

Im Rahmen von Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung sind zahlreiche Studien entstanden, die uns wichtige Hinweise zur „historischen Semantik“ der Liebe, also ihre Ideengeschichte, liefern. Sie zeigen, was im Lauf der Geschichte über die Liebe gesagt und geschrieben wurde, welche Vorstellungen und Bewertungen der Liebe sich in der schönen Literatur, in der Musik, in den Künsten finden; aber auch in Liebesbriefen oder Tagebüchern.

Selbst die Ökonomie versucht sich gelegentlich mit Erklärungen von Partnerwahl oder Scheidungsprozessen. Für die Ökonomen handeln Menschen normalerweise rational, indem sie etwa bei einer Kauf- oder Investitionsentscheidung über mögliche Vor- und Nachteile versuchen, eine Kalkulation aufzustellen. Warum, so glauben diese Wissenschaftler, sollte das bei der Entscheidung für einen Lebenspartner anders sein – im Prinzip?

| Biochemie der Liebe | Insbesondere die „Lebenswissenschaften“ (mit diesem Begriff werden einige naturwissenschaftlich orientierte Disziplinen und Forschungsgebiete zusammengefasst: Biologie, insbesondere Genetik und Gehirnforschung, Neurowissenschaft und Evolutionspsychologie) haben zunehmend den Anspruch entwickelt, das Zustandekommen von Liebesbeziehungen mit ihren eigenen Mitteln zu erklären, also unter Bezugnahme auf Gehirnströme oder biochemische Prozesse im Körper. Geruchshormone sind dabei ein besonders attraktives Thema und man könnte denken, dass die alte Metapher „Die Chemie muss stimmen“ nun allmählich eingelöst wird.

„Große Brüste, schmale Taille, runde Hüften - was der Durchschnittsmann an Frauen schön findet, wird auch durch das weibliche Geschlechtshormon Östrogen gefördert und lässt ihn auf hohe Fruchtbarkeit schließen.“

² Neben diesem Basismodell der Verschmelzung – eher am Eros orientiert – wurden Modelle der Fürsorge (Care) und Freundschaft (an Philia orientiert) entwickelt; schließlich auch Modelle der „dialogischen“ Liebe (Krebs 2015).

Bei Frauen liegt die Sache komplizierter, abhängig vom Menstruationszyklus. Männlich-kantige Gesichter, die auf einen hohen Testosteron-Spiegel, also auf Potenz und Fruchtbarkeit - aber auch auf die Gefahr der Untreue - hindeuten, finden sie vor allem zur Zeit um den Eisprung herum attraktiv. Ansonsten bevorzugen viele den Teddybär-Typus, der eine stabile Beziehung verheißt.

Verliebt zu sein, meint Psychologe Aron, sei nicht bloß ein Gefühl. Ähnlich wie Durst, Hunger oder der Sexualtrieb der Erhaltung des Lebens und der Fortpflanzung dienen, habe auch der emotionale Ausnahmezustand ein klares Ziel: einen ganz bestimmten Partner mit aller Kraft für sich zu gewinnen und zu behalten.“

Der populärwissenschaftliche Artikel zur Biologie der Liebe, aus dem dieses Zitat stammt (Hackenbroch 2012), ist durch Zwischentitel-Stichworte gegliedert. Es beginnt mit Adrenalin, geht weiter mit Östrogen und Testosteron, Dopamin und Serotonin, schließlich Oxytocin. Es sind also solche Botenstoffe und Hormone, die aus biologischer Sicht wesentlich sind für die Liebe – für das Verlieben ebenso wie für die Bereitschaft zur Bindung. Aus der Sicht der Biologie steht, jedenfalls in dieser populärwissenschaftlichen Darstellung, die Liebe immer noch im Dienst des Fortpflanzungserfolgs. Wir tun alles, damit wir einen Partner finden, der unsere Fortpflanzungschancen steigert. Es ist, als verliebten sich unsere Gene oder unsere Hormone, damit wir auf den Fortpflanzungserfolg der Gattung achten.³

„Die Anthropologin Helen Fisher von der Rutgers University in New Jersey ist überzeugt, dass schon im Tierreich ein Vorläufer des Verliebtseins zu finden ist: das hartnäckige, kräftezehrende Balzverhalten, mit dem viele Tiere um einen Partner werben. Die biologischen Grundlagen des Verliebtseins beruhen auf jenem neuronalen System, mit dem das Gehirn uns Schokolade und Sex, Erfolg und manche Drogen so sehr genießen lässt, dass wir sie immer wieder wollen. Sehen sich Versuchspersonen ein Bild ihres Geliebten an, wird schlagartig das Belohnungssystem des Gehirns aktiviert. Eine warme Dusche aus dem Botenstoff Dopamin flutet die Nervenzellen, Glücksgefühle entstehen bis hin zur Euphorie.“ (Hackenbroch 2012)

Es gibt aus geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive naturgemäß viel Kritik am Versuch, die Liebe und das Verhalten von Paaren biologisch zu erklären. Dies sind Ausläufer eines alten Streits darüber, wie menschliches Verhalten überhaupt erklärt

³ Die Sichtweise, dass es nicht die Individuen sind, sondern die Gene, die am Fortpflanzungserfolg „interessiert“ sind, wurde durch Richard Dawkins' Buch *Das egoistische Gen* (1976) populär gemacht. Der Grundgedanke ist, dass es nicht so sehr darauf ankommt, welche individuellen Merkmale bei der sexuellen Fortpflanzung an die nächste Generation von Lebewesen weitergegeben werden, sondern auf eine stabile genetische Grundstruktur. Und deshalb gibt es in gewisser Weise einen Wettstreit der Gene um den Fortpflanzungserfolg.

werden kann. Die Biologie reduziere die Liebe auf einen Naturmechanismus „ohne höhere Bedeutung“, sagt etwa Illouz (2011: 302). Die spirituelle oder mystische Erfahrung des Subjekts werde zum Verschwinden gebracht. Man kann diese Kritik soziologisch nüchterner formulieren mit dem Hinweis darauf, dass biochemische Prozesse nicht die menschliche Kommunikation und auch nicht die kulturellen Bilder von Liebesbeziehungen erzeugen können. Liebe ist aber kaum zu erklären, ohne auf solche Bilder und ihre kulturelle Bedeutung einzugehen. Und es kommt hinzu, dass der „Fortpflanzungserfolg“ der biologischen Gattung Mensch kulturell schon lange keine Rolle mehr spielt (außer in einigen rassistisch motivierten Ideologien).

Im Wissenschaftsjournalismus und in der Populärwissenschaft (die man oft unter dem Etikett „Sachbuch“ findet und im Internet an unzähligen Stellen des Informationsdschungels) herrscht aber seit längerer Zeit eine große Bereitschaft, biologische Ideen über menschliches Verhalten zu verbreiten. Im Wikipedia-Reich gibt es inzwischen eine Version „Simple English Wikipedia“. Dort fand sich folgender Eintrag:

„Love is the feeling of liking somebody or something very much. People sometimes get married or go on a date when someone loves another. Love is usually believed to have something to do with the chemical reactions in the brain.“ (Simple English Wikipedia) [25.7.2016]

Bemerkenswert ist hier also, dass bei einer äußersten Reduktion der Definition auf wenige allgemeine und ziemlich diffuse Merkmale gleichwohl auf den komplizierten Zusammenhang zwischen chemischen Reaktionen im Gehirn und der Entstehung von Liebe hingewiesen wird. Inzwischen wurde der Artikel etwas überarbeitet, es heißt ein Jahr später:

„Love is a mix of feelings and actions that shows deep liking for someone or something. Romantic love can lead to things such as dating, marriage and sex but a person can also feel love for family or friends. There are also chemical reactions within the brain that can be triggered from the different types of love.“ (Simple English Wikipedia) [25.7.2017]

1.2 Mythologie

Das Schrifttum zur Liebe ist unübersehbar weitläufig, die Liebe gehört zu den ältesten Themen des Nachdenkens über Begegnungs- und Bindungsformen des Menschen. Viele der „ewigen Wahrheiten“ über die Liebe finden sich bereits in sehr alten Erzählungen, in klassischen Epen und Mythen.

Es gibt dementsprechend viele Spielarten der Liebe, wie eine unvollständige Liste von Begriffen zeigt: Eros/Amor – Philia – Agapé (göttliche Liebe) – Minne (courtoisie, höfische Liebe) – Passion (Leiden) – ars erotica – platonische Liebe – empfindsame Liebe (sentiment) – fürsorgliche Liebe (caritas) – leidenschaftliche Liebe – romantische Liebe – partnerschaftliche Liebe.

Trotz dieser Vielzahl von Varianten ist der Glaube verbreitet, dass es sich bei der Liebe um ein universelles Gefühl handelt, um eine Eigenschaft, die allen Menschen in allen Kulturen und zu allen Zeiten zugänglich war und ist. Die Frage, die sich heute in unserer Kultur immer wieder stellt, ist, ob es sich bei der vorherrschenden Form von Liebe immer noch um die „romantische Liebe“ handelt – oder ob es diese vielleicht nur noch in trivialisierter Form gibt, im Kino oder in Fernsehserien wie „Verbotene Liebe“. Vermutlich ist die tatsächlich praktizierte Liebe heute eine Kombination verschiedener Spielarten, wie Tracy, eine Figur in Woody Allens Film „Manhattan“, meint: „We have laughs together. I care about you. Your concerns are my concerns. We have great sex.“⁴

Paradoxien

Zur Mythologie der Liebe gehört, dass sie sich gängigen Unterscheidungen der Logik (etwa wahr/falsch) oder der Moral (gut/böse; egoistisch/altruistisch) nicht fügt, deshalb häufig als *paradox* bezeichnet wird.⁵ Sie wird dann umschrieben mit Wendungen wie: erobernde Selbstunterwerfung; sehende Blindheit⁶; süßes Martyrium; leidendes Genießen; sie ist Altruismus und Egoismus zugleich; Bindung und Autonomie zugleich; Wahrheit und Lüge (Täuschung, Illusion) zugleich. Der Zufall des Kennenlernens kann als notwendige Fügung des Schicksals gesehen werden und zugleich als Freiheit der Wahl (Luhmann 1982: 180f.), als paradoxe Figur der aktiv-passiven *Passion* (ebd.: 76).

Auch andere Spannungsverhältnisse und Widersprüche werden der Liebe zugeschrieben, etwa Zufall vs. Ordnung, Rationalität vs. Irrationalität, Freiheit vs. Zwang oder Egoismus vs. Altruismus. Für Vilhelm Aubert ist die Liebe sowohl Klebstoff der Gesellschaft als auch Sprengstoff („social dynamite, as well as social glue“, Aubert 1965: 203; vgl. auch Kuchler/Behr 2014: 34ff.). In vielen Kulturen, so zum Beispiel auch in Japan, gilt die Formel: Vergängliche Welt – ewige Liebe (Morikawa 2015: 146).

Die Liebe ist sprachlos und kommt ohne Worte aus, heißt es oft. Luhmann (1982: 29) meint dazu, dass Liebende „endlos miteinander reden können, ohne sich etwas zu sagen zu haben“ und zitiert dazu Musil: „Liebe ist das gesprächigste aller Gefühle und besteht zum großen Teil ganz aus Gesprächigkeit“ (Musil 1952: 1130).

4 http://www.script-o-rama.com/movie_scripts/m/manhattan-script-transcript-woody-allen.html [28.6.2017]

5 „Paradox“ wird in der Alltagssprache sehr unterschiedlich und oft unsauber verwendet. Hier ist die strenge Bedeutung gemeint, wie sie in der Logik definiert ist: Eine paradoxe Aussage ist weder wahr noch falsch, sie ist selbstbezüglich und widersprüchlich. Man kann sich dies leicht klarmachen am Beispiel einer Karteikarte, auf der steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist richtig“. Und auf der anderen Seite steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist falsch.“ Welcher Satz ist richtig, welcher ist falsch? – Das berühmteste Beispiel für eine Paradoxie ist: Sokrates, der Grieche, sagt: „Alle Griechen lügen.“ – Und fast ebenso berühmt: „Der Barbier von Sevilla rasiert nur diejenigen Leute, die sich nicht selbst rasieren.“ Rasiert er sich dann selbst oder nicht?

6 „Liebe macht blind... und scharfsichtig zugleich“ (Luhmann 1982: 79).

Liebe wird gern als Utopie der Überschreitung beschrieben, als Überwindung des Alltags, als übernatürliche, allerhöchste Lebenssphäre, als Surrogat „für eine Erkenntnis, bis zu der man nicht vordringen kann“ (Paul Valéry 1992: 35). Liebe gilt als frei von Moral, frei von gesellschaftlichen Konventionen. Erich Fried (1983) hat in einem berühmten Gedicht die Idee zum Ausdruck gebracht, dass die Liebe sich selbst genüge und sich keinerlei Normen oder ethischen Prinzipien unterwerfen müsse.

Transzendenz

Es ist Unsinn sagt die Vernunft	
Es ist was es ist sagt die Liebe	
Es ist Unglück sagt die Berechnung	Es ist lächerlich sagt der Stolz
Es ist nichts als Schmerz sagt die Angst	Es ist leichtsinnig sagt die Vorsicht
Es ist aussichtslos sagt die Einsicht	Es ist unmöglich sagt die Erfahrung
Es ist was es ist sagt die Liebe	Es ist was es ist sagt die Liebe

In zahlreichen Varianten wird dieser Aspekt der Liebe immer wieder zum Ausdruck gebracht. Die Liebe steht über den Dingen, über der Welt des Profanen, über Gesetz und Moral, jenseits des Reichs der Notwendigkeit. Sie „verträgt keinerlei Rücksicht auf Interessen“ (Luhmann 1982: 79) und „anders als bei Interessen kann man in der Liebe keine Gegenrechnung aufmachen, keine Kosten kalkulieren; denn die Negativa werden mitgenommen und dienen gerade dazu, die Liebe bewusst zu machen und wachzuhalten“ (ebd.: 83). Sie überwindet alle Hindernisse, insbesondere soziale Unterschiede, Familienstreit und Standesinteressen – im Idealfall zumindest, denn die berühmtesten Tragödien der Weltliteratur (Tristan und Isolde, Romeo und Julia) gewinnen ihre Faszination gerade aus dem Scheitern der Liebe an diesen Hindernissen.

Liebe ist Leiden (amour passion)

Eine weitere ehrwürdige Vorstellung ist, dass das Gefühl der Liebe besonders intensiv erlebt werden kann, wenn der Liebende leidet – sei es an der unerfüllten Sehnsucht, sei es, wie etwa Andreas Capellanus meinte, an der Schönheit des begehrten Anderen.⁷ Liebe hat eine masochistische Kom-

⁷ Andreas Capellanus beschrieb im 12. Jahrhundert in seinem Traktat *De Amore* die höfische Liebe (Andreas Capellanus 2006).

ponente. *Amour passion*, das Leiden an der Leidenschaft: „Es ist schwerer, der Geliebten treu zu sein, wenn sie uns glücklich macht, als wenn sie uns quält“ (La Rochefoucauld [1665] 1951: 83). – Die Abwesenheit des Geliebten ist schmerzhaft, aber fördert auch die Liebe, weil sie die Sehnsucht anfeuert: „L’absence est à l’amour ce qu’est au feu le vent. Il éteint le petit, il allume le grand“ (Rabutin; zit. bei Luhmann 1982: 115). Der Liebe wohnt eine besondere Dynamik inne, „dank derer sie fähig wird, eine Vielzahl von Gefühlen hervorzurufen: Lust und Schmerz, Erfüllung und Nichtbefriedigung, Freude und Leid, Glückseligkeit und Melancholie“ (Ricœur 1990: 23). Zur Semantik des Leidens gehört auch, dass der Gefühlszustand der Liebe seit der Antike oft mit krankhaften Zuständen verglichen wurde. Wer verliebt ist, verhält sich irrational, quasi verrückt und unzurechnungsfähig: *amour fou*.

Liebe als *Passion* bedeutet aber nicht nur Leiden, sondern auch, dass man „etwas erleidet, woran man nichts ändern und wofür man keine Rechenschaft geben kann“ (Luhmann 1982: 30). Gemäß Luhmann hat sich in der historischen Entwicklung des Begriffs diese Passivität allmählich in Aktivität umgewandelt und bedeutet heute, dass man „sein Aktivsein nicht erklären, nicht begründen, nicht entschuldigen muss“ (ebd.: 75) – es scheint so, als ob man dabei immer noch bloß passiv wäre.

1.3 Soziologie der Liebe

Auch die Soziologie, deren Perspektive in diesem Studienbrief im Vordergrund steht, hat sich vielfach mit der Liebe beschäftigt. Sie hat dabei manchmal etwas naiv an Mythologien angeknüpft, doch auch eine eigene Perspektive entwickelt. Dabei geht es nicht nur um gesellschaftliche Hintergründe, Entstehungsbedingungen und Auswirkungen von Paarbeziehungen oder um Veränderungen von Liebesbeziehungen durch gesellschaftliche Strukturen und Prozesse wie Kapitalismus, Globalisierung oder Digitalisierung. Es geht vor allem auch um eine Charakterisierung der Paarbeziehung als einer ganz besonderen Form einer sozialen Beziehung.

Paarbeziehungen als soziale Realität sui generis

Paarbeziehungen werden häufig so betrachtet – auch in weiten Teilen der Paar- und Familienforschung –, als sei ihre Alltagsrealität nichts weiter als das Ergebnis von Austausch- und Aushandlungsprozessen zwischen zwei Menschen. Zwei autonome, individualisierte (und möglichst rationale) Individuen, so wird angenommen, handeln gemäß ihrer jeweiligen situativen Präferenzen aus, wie sie miteinander kooperieren.

Demgegenüber ist die Grundidee einer soziologischen Perspektive, wie sie hier vertreten wird, dass das entstehende Paar eine neue, eigenständige Realitätsebene erzeugt. Es ist mehr als die Interaktion zweier autonomer Individuen und bildet eine soziale Einheit mit eigener Dynamik und einem eigenen Operationsmodus. Die Gemeinsamkeit des Paares schafft eine neue Bedeutungsebene, die über zwei getrennte subjektive Bedeutungsebenen hinausgeht. Das Paar schafft sich eine gemeinsame Beziehungskultur. Hinweise dafür sind etwa der Übergang von der „Ich-Du“- zur „Wir“-Perspektive. Das Paar ist daher ein soziales Gebilde, das sich nicht auf die Akteursebene zweier Individuen (oder gar den

hormonellen „Austausch“ zweier Organismen) reduzieren lässt. Diese Nichtreduzierbarkeit auf Biologie und Psychologie ist gemeint, wenn von „sozialer Realität sui generis“ (Emile Durkheim) die Rede ist.

Viele Familienforscher würden sagen, dass das Paar – vor allem das konjugale, d.h. das Ehe-Paar – auf Familiengründung angelegt ist. Das war bis vor kurzem auch noch eine zutreffende Beschreibung. Gerade in Westdeutschland (als es die DDR noch gab) war die Eheschließung „kindorientiert“, das heißt, der wichtigste Grund, überhaupt zu heiraten, war die beabsichtigte Familiengründung. Seither ist allerdings der Anteil kinderloser Paare erheblich angestiegen.

Das Paar und die Familie

In diesem Studienbrief wird diese Frage nicht weiter verfolgt, wir befassen uns nicht mit dem Kinderwunsch von Paaren oder gar der Ausgestaltung des Familienlebens. Allerdings kommt diese Problematik an vielen Stellen zwangsläufig an die Oberfläche, etwa, wenn es um das Geschlechterverhältnis geht und um die „Traditionalisierungseffekte“ beim Übergang in die Elternschaft. Damit ist gemeint, dass in vielen Paarbeziehungen, die sich als gleichberechtigte Partnerschaft verstehen, bei der Familiengründung ein mehr oder weniger deutlicher Rückschritt in die Versorgungsehe (der Mann verdient das Geld, die Frau kümmert sich um die Kinder) zu beobachten ist.

Die Liebe ist ein Kulturprodukt

La Rochefoucauld war ein früher Vorläufer einer kultursoziologischen Sicht auf die Liebe, jedenfalls kann man seine Maxime so verstehen: „Manche Menschen würden sich nie verlieben, wenn nicht so viel von der Liebe die Rede wäre“ (La Rochefoucauld [1665] 1951: 47).

Ohne die kulturellen Vorbilder, wie sie in Texten der Weltliteratur festgehalten sind, würden wir gar nicht wissen, wie sich Verliebtheit anfühlt und es würde uns wohl der Mut fehlen, uns zu verlieben. Für Vilhelm Aubert (1965) ist die Liebesliteratur in diesem Sinn eine „Schule des Liebens“. In den Arbeiten der Soziologin Arlie R. Hochschild (1990) kommt in ähnlicher Weise zum Ausdruck, dass die Kultur bestimmte Regeln zur Verfügung stellt, die einen anleiten, wie ein bestimmtes Gefühl zu spüren ist. Man fühlt so, wie es die kulturelle *Gefühlsnorm* vorschreibt, etwa bei einem Verlust (eines Menschen) in manchen Fällen bestimmte Formen von Trauer, in anderen Fällen eher Zorn und Ärger. Gefühle sind also nicht genuin subjektive Hervorbringungen, sondern Produkt und Ausdruck der jeweiligen Kultur, in der sie gefühlt werden. Das gilt auch für die Liebe.

Einer der Basis-Mythen der romantischen Liebesidee ist die Schicksalhaftigkeit dieses Gefühls. Liebe ergreift uns, man kann sich nicht gegen sie zur Wehr setzen. Sie ist „unverfügbar“, wie die Philosophie manchmal sagt (Landweer 2007). Heute dagegen ist, besonders im individualistischen Ratgeberdiskurs, aber auch in den Sozialwissenschaften, die Auffassung verbreitet, derzufolge persönliche Beziehungen als Ergebnis einer Wahl gelten können, sowohl in ihrer Entstehung als auch in ihrer Fortsetzung. Das Individuum sei zur Entscheidung aufgefordert, es müsse den „komparativ-elektiven Blick“ trainieren (Reckwitz 2006: 528), also immer in der Haltung des Vergleichens anderen gegenüber treten, um eine gute Wahl treffen zu können. Die Suchenden versuchen sich gegenseitig einzuschätzen, fragen sich, was der andere zur eigenen Er-

Schicksal oder Wahl?

fahrungserweiterung beitragen kann. Die Beziehung ist ein gemeinsames „Projekt“, das postmoderne Liebespaar sieht sich als Gemeinschaft, in der sich zwei Subjekte gegenseitig anregen – jedoch sind die beiden Ichs nicht komplementär gedacht, als zwei sich ergänzende Hälften, sondern sie bleiben immer autonome Subjekte. Daher ist das Risiko groß, dass die Beziehung wieder zerfällt (Reckwitz 2006: 536).

Ökonomisierung der Liebe – der Einfluss der Ökonomie

Der Kapitalismus hat seit den 1990er Jahren neue Kraft gewonnen. Auch die Kritik sieht das, sie spricht nicht mehr vom „Spätkapitalismus“, sondern versucht, der veränderten Lage mit neuen Begriffen gerecht zu werden (Neuer Kapitalismus, Turbo- oder Casino-Kapitalismus). In Verbindung mit der wieder erstarkten Idee des Neoliberalismus hat er dazu beigetragen, dass soziale Beziehungen allgemein stärker unter Marktgesichtspunkten gesehen werden – und vielleicht gerät auch die Liebe stärker in den Sog von Marktförmigkeit. Die Warenförmigkeit auch von intimen Kontakten scheint größer geworden: Die Konkurrenz auf den sexuellen und erotischen Märkten ist gestiegen, es ist wichtiger geworden, eine gute Figur zu machen. Analog zu den Warenmärkten werden Werbung und Fassade wichtiger – vielleicht auf Kosten der Aufrichtigkeit und Authentizität?

Es gibt aber auch eine andere Seite: Der Kapitalismus bietet auch „Verheißungen“ des Glücks, wenn man seine Produkte konsumiert (Deutschmann 1999). Er ist in dieser Hinsicht der Religion vergleichbar – und eben auch der Liebe. So gesehen wären Kapitalismus und Liebe gar nicht so weit voneinander entfernt, auch wenn die Liebe oft als „heilige“ Gegenwelt zur gemeinen Warenwelt erscheint.

Für den Feminismus stand die heterosexuelle Liebe immer wieder unter dem Verdacht, ein Instrument des Patriarchats zu sein, weil sie Frauen dazu verführe, sich Männern freiwillig zu unterwerfen. „It starts when you sink into his arms and ends with your arms in his sink.“ (Stevi Jackson, zit. Bethmann 2013: 21)

Feministische Kritik der Liebe – Liebe oder Partnerschaft?

„Das Wort ‚Liebe‘ hat für beide Geschlechter keineswegs den gleichen Sinn“, schreibt Simone de Beauvoir ([1949] 1992: 799). „Byron sagte mit Recht, die Liebe sei im Leben des Mannes nur eine Beschäftigung, für die Frau dagegen sei sie das Leben selbst“ (ebd.).⁸ Ähnlich habe es auch Nietzsche, so Beauvoir weiter, in *Die fröhliche Wissenschaft* gesehen: Das Weib verstehe unter Liebe „vollkommene Hingabe mit Seele und Leib, ohne jede Rücksicht, jeden Vorbehalt. Der Mann, wenn er ein Weib liebt, will von ihr eben diese Liebe“ (Beauvoir 1992: 800). Beauvoir fügt hinzu: Männer könnten keine „großen Liebenden“ sein; große Liebende seien immer Frauengestalten. Nietzsche, in mancher Hinsicht ein Vorläufer Sigmund Freuds, habe erkannt, dass viele Männer ein gestörtes, sehr ambivalentes Bild von der Frau hätten. „Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu vereh-

⁸ Bei Luhmann heißt es: „Wenn eine Frau liebt, sagt man, liebt sie immer. Ein Mann hat zwischendurch zu tun“ (Luhmann 1982: 204).

ren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein“ (*Menschliches, Allzumenschliches; ein Buch für freie Geister*, Nietzsche 1967: 405). Göttin oder Schlampe, Heilige oder Hure: diese männliche Doppelmoral, so glauben viele, scheint verschwunden. Aber mindestens Spuren davon gibt es, wie wir noch sehen werden, auch heute, etwa in den Internet-Kommentaren Jugendlicher.

Die feministische Kritik an der Aufopferung der liebenden Frau und ihrer Ausbeutung durch den Mann ist sicher noch nicht ganz obsolet geworden. Gleichwohl wird man sagen können, dass sich das Geschlechterverhältnis fundamental gewandelt hat, dass es in Richtung Gleichheit geht. Das hängt auch mit einem neuen Modell für die Paarbeziehung zusammen, dem Partnerschaftsmodell. Die Ansicht ist verbreitet, dass wir es heute mit einer bestimmten Kombination aus Partnerschaftsmodell („Praktiken der Verhandlung und Vertrauensversicherung“) und romantischem Modell („romantisches Erleben“, Außeralltäglichkeit) zu tun haben (Reckwitz 2006: 536).

Paare und soziale Ungleichheiten

Die feministische Kritik macht auf Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern innerhalb der Paarbeziehung aufmerksam.

Darüber hinaus gibt es vielfältige Ungleichheiten zwischen

Paaren entlang sozialstruktureller Achsen, wie sie von der soziologischen Ungleichheitsforschung immer wieder thematisiert werden: Klassen und Schichten, Milieus und Lebensstilgruppen, Bildungsunterschiede, ethnische Zugehörigkeit oder regionale Unterschiede. Außerdem unterscheiden sich Paare natürlich auch hinsichtlich ihrer strukturellen Merkmale, die ihnen unterschiedliche Zugangschancen zu sozialen Ressourcen verschaffen können: kinderlose Doppelverdiener-Paare im Vergleich zur traditionellen Ernährerfamilie oder Ehepaare im Vergleich zu gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. „Das Paar“ ist also eine Abstraktion, die in theoretischer Sicht natürlich ihre Berechtigung hat. Aber es ist wichtig, auf Ungleichheiten solcher Art hinzuweisen (Burkart et al. 1999, Rusconi et al. 2013, Wimbauer/Motakef 2017).

1.4 Übersicht und Kapitel-Vorschau

Auf diese Themen und Probleme – und eine ganze Reihe anderer – gehen wir in den folgenden Kapiteln genauer ein. Der Text ist in vier große Abschnitte, die jeweils mehrere Kapitel umfassen, eingeteilt. Zunächst geht es (Teil I) in zwei Kapiteln um die soziologische Theorie sowie den historischen Zugang zur Paarbeziehung. Es folgen drei Kapitel im Teil II, der sich mit der Paarbeziehung als Prozess beschäftigt. Teil III behandelt einige systematische Fragen, Teil IV aktuelle Probleme und Themen.

Theorie und Geschichte

In den beiden folgenden Kapiteln von Teil I geht es um theoretisch-historische Perspektiven. Zunächst, im Kapitel 2, um die soziologische Perspektive auf die Paarbeziehung. Dabei wird ein Bezugsrahmen für die Analyse von Paarbeziehungen entworfen. Was macht ein Paar aus? Ist die Paarbeziehung eine ganz besondere soziale Beziehung, ein Kulturprodukt oder eine bestimmte Form von Praxis? Die soziologische Perspektive wird geschärft durch einige kritische Passagen gegen andere Positionen, aber auch durch eine Übersicht der wichtigsten soziologischen

Zugänge zu Liebe und Paarbeziehung. Kapitel 3 ist ein Versuch, die lange und verzweigte Geschichte der Entwicklung des modernen Paares kompakt darzustellen, seine allmähliche Herauslösung aus dem Familien- und Verwandtschaftsverband und damit seine zunehmende Autonomie.

Die Paarbeziehung als Prozess

Das Paar ist eine soziale Institution, gleichwohl ist es aber wichtig, den Prozesscharakter der Paarbeziehung zu betonen. Im 4. Kapitel geht es um die Frage: Wie entsteht eine Paarbeziehung? Für das Verständnis von Paarbildungsprozessen ist es zum Beispiel hilfreich, Institutionen und Orte der Paarbildung zu identifizieren: Wo lernen sich typischerweise welche Gruppen von Personen kennen? Warum gibt es so viel soziale Nähe zwischen den Partnern in einer Beziehung, warum kommt es so selten vor, dass sich eine Managerin in einen Arbeiter verliebt; und noch seltener, dass daraus eine Ehe entsteht? Warum sind Männer in Paarbeziehungen meist etwas größer und etwas älter als ihre Partnerinnen?

Im 5. Kapitel geht es um die Entwicklungslogik der Paarbeziehung. Wann beginnt eigentlich eine Beziehung – und welche Gründungsmythen spielen bei der Antwort auf diese Frage eine Rolle? Wie wird Einheit konstituiert? Dabei lassen sich Entwicklungsphasen unterscheiden: Gründungsphase, Bewährungsphase, Bestandsphase, kritische Phasen.

Im 6. Kapitel haben wir es mit verschiedenen Arten des Zusammenlebens als Paar zu tun, mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften, mit eingetragenen Lebenspartnerschaften gleichgeschlechtlicher Paare, auch mit Ehen. Diese – und andere – Lebensformen werden heute häufig als Optionspalette betrachtet, aus der die Individuen auswählen. Eine Pluralität der Lebensformen ist die Folge, es wird sich jedoch zeigen, dass bestimmte Lebensformen eher Lebensphasen sind, nämlich typische Übergangsformen im Lebensverlauf.

Die klassische Paarbeziehung war das – selbstverständlich in einem Haushalt zusammenlebende – Ehepaar. Doch viele Paare verzichten heute nicht nur auf die Ehe, sondern auch auf das Zusammenleben. Sie praktizieren das *living apart together* – oder, wie manchmal auch gesagt wird, sie leben als *bilokale Paare*. Manchmal ist der Status solcher Beziehungen so unklar, dass diese Menschen für andere als *Singles* erscheinen. Singles mit und ohne Partner, kinderlose Paare, verschiedene Formen des Getrennt-Zusammenlebens: das sind die Themen des 7. Kapitels.

Nach wie vor bleiben in der Mehrheit der Ehen die Partner zusammen, „bis dass der Tod sie scheidet“. Aber ein großer Teil von Paarbeziehungen endet vorzeitig, durch Trennung, durch Scheidung. Paare können Krisen erleben, die das Ende herbeiführen. Im 8. Kapitel geht es um diese Auflösungsphase, um Trennungs- und Scheidungsgründe.

Wir greifen im III. Teil in drei Kapiteln noch einmal einige wichtige Grundprinzipien von Paarbeziehungen auf, die vor allem im 2. Kapitel schon kurz angesprochen wurden. Im 9. Kapitel geht

Systematik des Paares

es um Probleme im Verhältnis Paar und Gesellschaft, um Autonomie und Bindung; Individualität und Gemeinschaft; die Privatsphäre; die Anerkennung des Paares durch seine soziale Umwelt.

Im 10. Kapitel wird das Verhältnis von Paar und Geschlecht grundlegend beleuchtet. Wie hängt die Paarbeziehung mit der Geschlechterordnung zusammen? Stützt das Paar die Geschlechterordnung? Gilt das nur für das heterosexuelle Paar?

Im 11. Kapitel geht es um die Bedeutung von Intimität und Sexualität für die Paarbeziehung sowie um die Frage der Monogamie. Welche Konzeptionen von Treue lassen sich feststellen und wie stellt sich, soweit das bekannt ist, das Ausmaß von Untreue dar? Wie hat sich die Sexualität entwickelt? Ist Polyamorie eine Alternative zur monogamen heterosexuellen Beziehung?

Im IV. Teil befassen wir uns in vier Kapiteln mit aktuellen Problemen und Trends. Zunächst geht es im 12. Kapitel allgemein um das Verhältnis von „Arbeit und Liebe“, konkret um das „Vereinbarkeitsproblem“ (hier wird zumindest in Ansätzen das Feld der Familiensoziologie betreten: Vereinbarkeit von Beruf und Familie). Außerdem wird die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, besonders bei karriere-orientierten Paaren, erörtert.

Aktuelle Trends und Probleme

Im 13. Kapitel werden verschiedene Spannungsverhältnisse thematisiert, denen die Liebesbeziehung in der modernen Gesellschaft ausgesetzt ist. Im Vordergrund steht dabei das Verhältnis von Liebe und Ökonomie: Wie stellt sich die Ökonomisierung der Liebesbeziehung im Kapitalismus dar? Wird die Liebe kommerzialisiert – oder wird umgekehrt der Kapitalismus romantisch aufgeladen?

Im 14. Kapitel wird der enge Rahmen der deutschen, europäischen oder „westlichen“ Paar-Welt zumindest ansatzweise verlassen, wenn wir uns mit Paaren beschäftigen, bei denen wenigstens ein Partner aus einem „fremden“ Kulturkreis stammt: „bikulturelle Paare“. Welche Bedeutung kommt solchen Paaren in der globalisierten Welt zu?

Schließlich wird im 15. Kapitel noch einmal das Problem der Paarbildung und Partnerwahl aufgegriffen, allerdings nun ganz auf das relativ neue Phänomen der Paarbildung durch das Internet konzentriert. Es geht dabei vor allem um das Online-Dating, aber auch um Konsequenzen der zunehmenden Mediatisierung der Liebe.

Viele der angeschnittenen Themen lassen sich nicht ganz einfach voneinander separieren, müssen an verschiedenen Stellen mehrfach angesprochen werden. Abgesehen davon sind in einem so umfangreichen Text bei einem komplexen Thema, dessen zahlreiche Dimensionen mehrfach verschachtelt miteinander zusammenhängen, Wiederholungen nicht nur unvermeidlich, sondern notwendig und sinnvoll. Mit einem Pfeil (→) werden solche Verweise auf andere Kapitel markiert, wo derselbe Sachverhalt schon einmal thematisiert wurde bzw. noch einmal aufgegriffen wird.

1.5 Empirische Datenbasis

In diesem Studienbrief wird immer wieder Bezug auf Daten genommen, die durch einzelne Untersuchungen, Analysen von Datensätzen oder Auswertungen statistischer Tabellen gewonnen wurden. Es gibt in Deutschland und auch international, auf europäischer Ebene, eine Fülle an Datensätzen und längerfristig laufenden Projekten. Die wichtigsten Datenquellen, auf die in den folgenden Kapiteln immer wieder einmal hingewiesen wird, sind im Folgenden kurz vorgestellt.

Der *Mikrozensus* ist eine vom Statistischen Bundesamt in Deutschland jährlich durchgeführte Haushaltsbefragung, mit einer Ein-Prozent-Stichprobe die größte ihrer Art in Europa. Das heißt, rund 830 000 Personen in etwa 370 000 privaten Haushalten und Gemeinschaftsunterkünften werden, repräsentativ für die gesamte Bevölkerung, zu ihren Lebensbedingungen befragt. Der Mikrozensus erzeugt u.a. Daten zu Familie und Lebenspartnerschaft, Arbeitsmarkt und Erwerbstätigkeit sowie Beruf und Ausbildung.⁹ Dabei entstehen große Datenmengen, die – bevor eine differenzierte Auswertung vorgenommen werden kann – vom Statistischen Bundesamt gründlich bereinigt und aufbereitet werden. Das Statistische Bundesamt hat die Aufgabe, Informationen über die Lebensbedingungen in Deutschland zu liefern, die von Wissenschaft und Politik genutzt werden können.

Es gibt einige *Panel-Studien*, d.h. Datenerhebungen, die nicht auf einen Befragungszeitpunkt beschränkt sind, sondern Wiederholungsbefragungen derselben Personen im Abstand von mehreren Jahren einschließen. Eine der ältesten Studien dieser Art in Deutschland ist das *Sozio-ökonomische Panel* (SOEP), eine repräsentative Wiederholungsbefragung, die allerdings nicht auf Familien oder Paarbeziehungen fokussiert ist.¹⁰ Das SOEP wurde 1983 als Teilprojekt des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereichs „Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik“ an den Universitäten Frankfurt/Main und Mannheim begonnen. Inzwischen ist das SOEP am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin angesiedelt. Jährlich werden in Deutschland etwa 30 000 Personen, die das 17. Lebensjahr erreicht haben, befragt. Der Datensatz gibt Auskunft zu Fragen über Einkommen, Erwerbstätigkeit, Bildung, Wohnen und Gesundheit, aber auch über Wertvorstellungen und Persönlichkeitseigenschaften. Da über einen längeren Zeitraum die gleichen Personen befragt werden, können langfristige soziale und gesellschaftliche Trends verfolgt werden.

Das *Beziehungs- und Familienpanel* (Pairfam) ist auf die Entwicklung von Paaren und Familien spezialisiert. Es wird unter der Leitung von Johannes Huinink, Josef Brüderl, Bernhard Nauck und Sabine Walper seit 2004 durchgeführt, gefördert von der DFG. Pairfam ("Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics") ist eine inter-

⁹ <https://www.destatis.de/DE/UeberUns/UeberUns.html> [20.07.2017]

¹⁰ http://www.diw.de/de/diw_02.c.222508.de/uebersicht_ueber_das_soep.html [25.7.2017]; Gerstorf/Schupp (2016).

disziplinäre Längsschnittstudie zur Erforschung partnerschaftlicher und familialer Lebensformen in Deutschland.¹¹ Es geht um Fragen der Partnerschaftsentwicklung und -gestaltung, der Familiengründung und -erweiterung, des Erziehungsverhaltens, der kindlichen Entwicklung und der intergenerationalen Beziehungen. Die Daten ermöglichen sowohl Analysen von Entwicklungsprozessen im Lebensverlauf (bei den selben Personen) als auch von Veränderungen, die durch Generationswechsel zustande kommen. In der ersten Befragungs-„Welle“ wurden 2008/2009 bundesweit über 12 000 Personen sowie deren Partner befragt. An der zweiten Welle 2009/2010 nahmen etwa 9 000 Personen und zusätzlich auch Eltern bzw. Stiefeltern und Kinder der „Ankerperson“ teil. Die Befragten der ersten Welle verteilten sich fast gleichmäßig auf die drei Geburtskohorten 1971-1973, 1981-1983 und 1991-1993. Damit war die älteste Kohorte zum ersten Befragungszeitpunkt durchschnittlich 36 Jahre alt, die mittlere Kohorte war rund 26 Jahre alt und in der jüngsten Kohorte lag das mittlere Alter bei 16 Jahren. Die 10. Welle wird 2017/18 durchgeführt, geplant sind jährliche Wiederholungsbefragungen bis 2022.

Das Deutsche Jugendinstitut in München führt seit 1986 ein Projekt durch, das als *Familien-Survey* bekannt wurde und inzwischen unter dem integrierten Projektnamen AID:A (*Aufwachsen in Deutschland – Alltagswelten*) mit anderen Umfrage-Projekten zusammengeführt wurde.¹² Diese Projekte werden finanziert aus Mitteln des Bundesfamilienministeriums. Ziel des Familien-Survey ist die Darstellung des Wandels und der Entwicklung familialer Lebensformen in Deutschland, gestützt auf Daten der amtlichen Statistik und eigene Primärerhebungen. Inhaltliche Schwerpunkte sind die Vielfalt und der Wandel von Familienformen, die Netzwerkstruktur von Familie und Verwandtschaft sowie die Dynamiken von Partnerbeziehungen, von Geburten und Aufwachsen von Kindern und von Berufskarrieren mit ihren Auswirkungen auf das Familienleben.

Der Familiensurvey setzte sich aus drei Wellen (1988/1990, 1994 und 2000) zusammen. Mit der ersten Welle, die sich noch auf die alten Bundesländer beschränkte, wurde die Grundlage für eine langfristige Dauerbeobachtung von Familien gelegt. 1990 wurde eine äquivalente Befragung in den neuen Bundesländern wiederholt. Die zweite Welle (1994) war in weiten Teilen eine Replikation der Familiensurveys von 1988 (nur alte Bundesländer) und 1990 (nur neue Bundesländer). Die im Jahr 2000 erhobene dritte Befragung setzte inhaltlich auf die beiden vorangegangenen Wellen auf, wobei in der Stichprobe erstmals auch deutschsprachige Ausländer aufgenommen wurden. Später wurde unter der Bezeichnung AID:A ein neues Konzept verfolgt, bei dem familien- und lebenslaufbezogene Perspektiven integriert wurden. Seit der Basiserhebung im Jahr 2009, mit etwa 25 000 befragten Personen, wurden mehrere Zusatzerhebungen und zahlreiche Projekte durchgeführt, die auch der Sozialberichterstattung dienen.

Die *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften* (ALLBUS) ist eine langfristig angelegte, multithematische Umfrageserie, in der aktuelle Daten über Einstellungen,

¹¹ Huinink et al. (2011); <http://www.pairfam.de/> [25.7.2017]

¹² <http://www.dji.de/index.php?id=1547> [11.09.2015]; [dji.de/forschung.html](http://www.dji.de/forschung.html) [25.7.2017]

Verhaltensweisen und Sozialstruktur der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland erhoben werden. Die Erhebungen werden seit 1980 in zweijährigem Abstand durchgeführt.¹³ In diesen wird ein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung in persönlichen Interviews mit einem teils konstanten, teils variablen Fragenprogramm befragt. ALLBUS wird von der GESIS/Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften organisiert, einer großen Infrastruktureinrichtung für die Sozialwissenschaften.

Der *Generations and Gender Survey* (GGG) ist eine international vergleichende Bevölkerungsumfrage (Paneluntersuchung) mit dem Ziel, aktuelle Daten zu Familienbeziehungen in Industrieländern zu gewinnen.¹⁴ Im Mittelpunkt stehen Analysen von Fertilität, Partnerschaftsentwicklung und Generationenbeziehungen. Es werden 18- bis 79-jährige Einwohner des jeweiligen Landes befragt. Der GGS wurde in Deutschland erstmals im Jahr 2005 im Auftrag des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung durchgeführt. In dieser ersten Welle wurden etwa 10 000 Personen einbezogen. Im Jahr 2006 erfolgte eine Zusatzerhebung unter der in Deutschland lebenden türkischen Bevölkerung. Die zweite Welle der GGS-Hauptbefragung wurde 2008/09 durchgeführt. GGS wird durch die Economic Commission for Europe der Vereinten Nationen (UNECE) in Genf koordiniert und von den Mitgliedsländern durchgeführt.

Der *European Social Survey* (ESS) ist eine Langzeiterhebung, die seit 2002 alle zwei Jahre europaweit durchgeführt wird, koordiniert an der City University in London. Der ESS erhebt Einstellungen, Wertorientierungen und Verhaltensmuster der Bevölkerung in zahlreichen Gesellschaften Europas, thematisch breit gestreut, beispielsweise zu Migration, Vertrauen in Politik, Medienkonsum oder zur demographischen Entwicklung. Ziel ist es zu erklären, wie Veränderung, aber auch Stabilität in Europas politischer, sozialer und moralischer Verfasstheit zustande kommt. Organisiert werden die Befragungen in Deutschland von der GESIS, gefördert durch die DFG. Die deutsche Stichprobe (bis 2016 wurden acht Wellen durchgeführt) umfasst ca. 1 500 Personen.¹⁵

Der vorliegende Text ist eine überarbeitete und aktualisierte Version des Studienbriefs der Fernuniversität Ha-

Danksagung

gen, der im Jahr 2015 abgeschlossen wurde. Ich danke Dorett Funcke für die Möglichkeit dazu. Für Mithilfe danke ich Christina Frese und Inga Corinna Kröger, die zu zahlreichen Fragen Recherchen durchgeführt und mir wertvolle Hinweise auf Verbesserungen des Textes gegeben haben.

Lektüre- und Übungsfragen für alle Kapitel dieses Studienbriefs

Welches ist das Thema/die Themen der Kapitel?

¹³ <http://www.gesis.org/allbus> [25.7.2017]

¹⁴ <http://www.ggp-i.org/> [25.7.2017], Mühling/Schreyer (2012).

¹⁵ <http://www.europeansocialsurvey.org/about/country/germany/index.html> [25.7.2017]

Was sind die Fragen, die geklärt werden sollen?

Wie ist die Vorgehensweise zur Klärung der Fragen?

Gibt es leitende Hypothesen?

Was sind die inhaltlichen Thesen des Kapitels?

Werden die aufgeworfenen Fragen beantwortet?

Welche methodischen Schritte, welche Daten werden verwendet um die Fragen zu klären?

Was bleibt unbeantwortet, warum?

Gibt es versteckte oder offene normative Annahmen, Werturteile und Vorurteile?